

Lebensräume und ihre Flora und Fauna

von Hans-Wolfgang Helb, Heiko Himmler und Oliver Röllner

Auf den ersten Blick mag das Biosphärenreservat Pfälzerwald–Nordvogesen mit seinen weiten Wäldern als Lebensraum recht einheitlich erscheinen. Doch wer ein wenig genauer hinschaut, wird schon bald die große Vielfalt bemerken, die Natur und Menschen in ihrem Zusammenwirken hervorgebracht haben. Das Spektrum der Wälder reicht von unbegebar nassen Erlebrüchen bis zum dünnen Trockenwald auf Felsen; eingebettet ins Waldland gibt es Moore, stille Wooge und blütenbunte Hangwiesen. Die vergangene Eiszeit hat manche Pflanzen- und Tierart fern ihrer heutigen Heimat zurückgelassen, und nur wenige Schritte von deren Lebensstätten entfernt begegnen uns heute Arten aus den Mittelmeerländern.



Buchenwald

Der Buchenwald

Hätten nicht Generationen von Förstern die Zusammensetzung der Baumarten im heutigen Biosphärenreservat so verändert, wie die Gesellschaft es jeweils verlangte – die Buche wäre der alleinige Herrscher des Waldes. Sie würde sich als ein wahrer Tyrann aufführen: Kaum ein anderes Gewächs würde sie neben und unter sich aufkommen lassen; nur wenige Anpassungskünstler würde sie dulden. Alle anderen Pflanzen würden auf kleine Sonderstandorte abgedrängt, die der Buche nicht behagen, weil sie zu trocken, zu karg, zu nass oder – an steilen Hängen – zu instabil sind.

Die Buche unterdrückt andere Pflanzen durch Lichtentzug. Im belaubten Buchenwald gelangen nur zwei Prozent des Lichts bis zum Boden. Das ist zu wenig für fast alle anderen Arten. Für die Buche selbst hingegen nicht: Ihre Jungpflanzen können auch im tiefen Schatten noch aufwachsen. Unter Buchen verjüngen sich nur Buchen.

Andere Bäume kommen im Reich der Buche nur dort auf, wo Förster ihnen helfen. Die berühmten Furniereichen beispielsweise, die vor allem im Zentrum des Pfälzerwaldes wachsen, brauchen jahrhundertlange Intensivbetreuung. Die Buchen müssen daran gehindert werden, die Eichen zu bedrängen, und doch müssen sie deren Stämme beschatten, um sie astfrei zu halten. Nährstoffarme Standorte bringen die wertvollsten Stämme hervor, denn das langsame Wachstum hält die Jahresringe eng. Zu hager darf der Boden aber auch nicht sein, weil die Stämme sonst niedrig und krumm werden.

Auch die Tannen, die in den Nordvogesen und im südlichen Pfälzerwald vielfach einzeln oder in kleinen Gruppen dem Buchenwald beigemischt sind, können sich nur an steilen Hängen des Biosphärenreservats aus eigener

Kraft behaupten. Ein regelmäßiger Tannenbegleiter ist das Rundblättrige Labkraut, wie die Tanne eine Pflanze südwesteuropäischer Bergwälder. Es breitet sich derzeit nach Norden aus und hat im Pfälzerwald den Speyerbach erreicht.

Wenn die Buche ausschlägt, blüht der Wald-Sauerklee. Er verträgt von allen einheimischen Blütenpflanzen den meisten Schatten, deshalb kann er sich im Buchen-Hochwald behaupten. Gerät er einmal in die Sonne, so reagiert er mimosenhaft: Die drei Abschnitte seiner Blätter klappen dann nach unten. Im Schatten breiten sie sich kleeblattartig aus. Es gibt in unseren Wäldern keine Pflanzen, die dem Wald-Sauerklee ähnlich wären, obwohl er zu einer durchaus artenreichen Pflanzenfamilie gehört. Doch fast seine ganze Verwandtschaft wächst nur in den Tropen.



Wald-Sauerklee

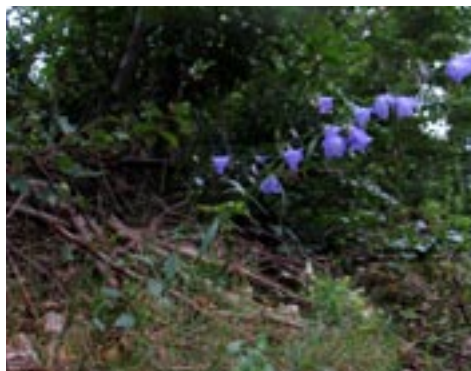
Eine reichere Krautflora kann sich in unseren Sauerboden-Buchenwäldern nur entfalten, wo beispielsweise durch Stürme Lücken in den Wald gerissen wurden. Hier gedeihen beispielsweise Hainsimsen-Arten, grasartige unscheinbare Gewächse. Wer aber ihre winzigen Blüten durch die Lupe betrachtet, wird

ihre Ähnlichkeit mit Lilienblüten bemerken. Diese bescheidene Schönheit verblasst neben den Blütenkerzen des Roten Fingerhuts. Er hat sich erst im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts im Biosphärenreservat ausgebreitet. Die Erholung der Waldböden nach dem Ende der Übernutzung und der Übergang zur Kahlschlagwirtschaft haben ihn gefördert. Mit der Abkehr von Großkahlschlägen geht der Fingerhut nun wieder zurück, doch er wird immer genügend Wuchsorte finden. Der Fingerhut lebt zwei Jahre lang. Im ersten Jahr entwickelt sich seine Blattrosette, aus der im Folgejahr der Stengel sprießt. Nach der Blütezeit stirbt die Pflanze ab. Den Hainsimsen, dem Fingerhut und wenigen Weiteren bleiben nur ein paar Jahre; dann hat die Buche mit dichtem Jungwuchs die Bestandslücken wieder geschlossen. Wer Pflanzen sehen will, bleibt im Buchenwald am besten auf den Wegen oder den Forststraßen. An ihren Böschungen und Rändern gibt es zwischen Farnen und Gräsern eine Reihe dekorativer Kräuter. Im Sommer leuchtet gelb in größeren Trupps der Wiesen-Wachtelweizen. Man kann nicht

verstehen, wie er zu seinem Namen kam, denn in Wiesen wird man ihn nie finden. Er gedeiht auch auf den armen Buntsandstein-Üppigen, denn er raubt den Gräsern über spezielle Wurzeln von den Nährstoffen, die sie mühsam aus dem Sand gesammelt haben.

Wo der Boden etwas nährstoffreicher und gleichmäßig mit Wasser versorgt ist, gedeiht im Halbschatten die Schwar-

ze Teufelskralle. Im Pfälzerwald und den Nordvogesen findet man sie recht häufig, und das ist eine Besonderheit. Weltweit wächst Schwarze Teufelskralle nur von den Ardennen bis zum Alpen-Ostrand. Dieses Areal ist an sich schon sehr klein, und es ist nicht einmal zur Gänze für die Teufelskralle geeignet. Sie verträgt nämlich keinen Kalk, und in der Ebene reicht ihr die Luftfeuchtigkeit nicht. Deshalb ist sie auf die Silikat-Mittelgebirge beschränkt.



Lanzettblättrige Glockenblume

Die größte Kostbarkeit der halbschattigen Wegränder ist aber die Lanzettblättrige Glockenblume. Viele Wanderer im Pfälzerwald und den Nordvogesen haben sie schon gesehen, denn mancherorts – so im Wellbachtal oder in der Gegend von Eppenbrunn, Dambach und Bitche – ist sie nicht einmal selten. Doch die wenigsten werden sie erkannt haben, denn sie ähnelt der überall häufigen Rundblättrigen Glockenblume. Sie hat breitere Blätter und ihr Stengel trägt viele kurze Haare, doch es erfordert einiges an Übung, sie sicher zu erkennen, zumal die beiden Doppelgänger oft zusammen wachsen und scheinbar durch Mischformen ineinander übergehen. Die Lanzettblättrige Glockenblume gibt es weltweit nur im Biosphärenreservat Pfälzerwald-Vosges du Nord und außerdem in



Schwarze
Teufelskralle

einem wenige Quadratkilometer großen Teil des Taunus. Damit zählt sie zu den seltensten Pflanzen unserer Erde – und auch zu den am stärksten bedrohten.

In alten Buchenbeständen wird der Wanderer in der Brutzeit immer wieder durch weittragende, langgezogene und helle „kwi-kwi-kwi...“-Strophen des Schwarzspechts überrascht, der seine Nisthöhlen in dicken Buchenstämmen anlegt. Als Flugrufe werden kräftige lange Reihen von „krrü-krrü-krrü...“-Lauten bezeichnet, ein in Abständen wiederholtes gedehntes „kliöh“ äußert der am Stamm sitzende Vogel. Zur Reviermarkierung werden außerdem tiefe Trommelwirbel verwendet, durch schnelles Klopfen mit dem Schnabel auf morschen Ästen erzeugt und bis 2 km weit hörbar. Verlassene Schwarzspecht-Höhlen werden gerne von der Hohltaube besiedelt.



Schwarzspecht



Erlenbruchwald

Sumpf-, Bruch- und Moorwälder

Auf nassen Böden kann die Buche nicht wachsen. An diesen recht seltenen, meist eng begrenzten Stellen findet man eigenartige Waldbilder mit einer vom Buchenwald grundverschiedenen Pflanzen- und Tierwelt.

Sumpfwälder stocken auf nassem, aber mineralischem Boden ohne Torfbildung. In den Nordvogesen sind sie in einigen Kastentälern erhalten; im Pfälzerwald mussten sie, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, Wiesen und Weiden weichen. Die Sumpfwälder werden von starkwüchsigen Schwarzerlen mit einigen Eschen, teilweise auch Ulmen gebildet. Ihre Kronen werfen weniger Schatten als die der Buche. Die Krautschicht ist deshalb auf den nährstoffreichen Schwemmböden üppig entwickelt. Im zeitigen Frühjahr bieten sie mit den Blüten der gelben Sumpf-Dotterblume, des hellvioletten Wiesen-Schaumkrauts und des weißen Bitteren Schaumkrauts far-

benprächtige Anblicke. Im Sommer herrschen Sumpf-Segge und Wald-Simse vor.

Besonders urtümlich wirken die Bruch- und Moorwälder. Sie werden ebenfalls von Schwarz-Erlen, daneben aber auch von Birken und teilweise von Kiefern gebildet. Die Erle fordert den höchsten Nährstoffgehalt des Bodens. Wo er ihren Ansprüchen nicht genügt, muss sie Birken Platz lassen. Die Kiefer schließlich ist auf die sauersten Torfböden konzentriert.

Die meisten Bruchwälder nehmen Nassgallen an den Hängen ein, wo über wasserstauenden Schichten Wasser aus dem Boden sickert. Die Nassgallen haben meistens nur ein paar hundert Quadratmeter Größe, vereinzelt gibt es aber hektargroße Bestände. Hier herrschen Erlen vor. Am Boden bildet das kräftige Pfeifengras nahezu geschlossene Rasen. Immer wieder kann man den prächtigen Königsfarn entdecken. Er zählt zu den „lebenden Fossilien“, denn praktisch unverändert gibt es ihn schon seit über 200 Millionen Jahren. Er dürfte schon zur Nahrung der frühen Dinosaurier gehört haben.

Auf moorigen Talböden mit wenig bewegtem Grundwasser gelangt die Erle an ihre Grenzen. Zwischen ihnen behaupten sich nun Birken, sowohl die häufige Sand-Birke als auch – seltener – die Moor-Birke mit ihrem fast einfarbig hellgrauen Stamm. Solche Moorwälder findet man hauptsächlich im Bitscher Land, dem Zentrum der Moor-Lebens-

räume im Biosphärenreservat. Nicht nur die Bäume wachsen weniger kräftig. Auch die Bodenvegetation wird von schwächer wüchsigen Pflanzen geprägt. Außer dem Pfeifengras wachsen Binsen, kleine Seggen und wasserdurchtränkte Torfmoospolster, über die sich die Kriechsprosse des Wassernabels winden. Seine rundlichen Blätter sind mit ihrer Mitte am Blattstiel angewachsen, ähnlich wie bei der Kapuzinerkresse. Solche „schildförmigen“ Blätter haben nur sehr wenige Pflanzenarten. Der Wassernabel steht im Pfälzerwald und den Nordvogesen dicht an der Südostgrenze seiner Verbreitung.

Im Bitscher Land haben als regionale Besonderheit auf nassen Verebnungen mit Torfböden einige Kiefernwälder aus der ausklingenden Eiszeit die Jahrtausende überdauert. Kiefern waren die ersten Bäume, die am Ende der Eiszeit die Wiederbewaldung der Kältesteppe einleiteten. Doch mit weiterer Klimaerwärmung folgte ihnen die Phalanx der Laubgehölze. Nur dort, wo keines von ihnen Fuß fassen kann – so auch auf den sauren Torfböden –, findet die Kiefer ihre Rückzugsstandorte. Der Reliktcharakter der Kiefern-Moorwälder wird an den Begleitpflanzen besonders deutlich. Hier erhebt sich die Rauschbeere, ein mit der Heidelbeere nah verwandter Beerenstrauch der Taiga, bis einen Meter hoch über die Torfmoospolster und Heidelbeerteppiche. Ihr Name weist auf eine angeblich berauschende Wirkung der Beeren hin, die jedoch nicht auf die Beeren selbst zurückgeht, sondern auf einen Pilz, der sie zuweilen befällt. Die Rauschbeeren-Kiefernwälder sind einer der seltensten Waldtypen des Biosphärenreservats. Es scheint fraglich, ob der nacheiszeitliche Reliktwald dem Klimawandel Stand halten kann.

Nass-sumpfige Reviere in meist geschlossenen Waldgebieten bevorzugt der derzeit noch recht seltene Schwarzstorch, der sich aber, heimlich und unauffällig, beim Erobern der Wälder des Biosphärenreservates befindet.

Königsfarn





Schluchtwald

Schluchtwälder

Der Begriff „Schluchtwald“ mag ein wenig überzogen klingen, denn wirkliche Schluchten gibt es im Biosphärenreservat nicht. Wohl aber gibt es hier steile, von Felsblöcken durchsetzte Schatthänge, wo die Luft selbst im Hochsommer feucht und kühl bleibt. Der Boden kommt hier nicht ganz zur Ruhe, und das mag die Buche überhaupt nicht. Sie muss hier Eschen, Linden und Ahornen den Vortritt lassen. Ihre leicht zersetzbare Laubstreu liefert dem Unterwuchs reichlich Nährstoffe nach, der sich dementsprechend reich entwickelt. Im Schatten bilden sich dichte Farnfluren. Wo aber im Tageslauf größere Lichtflecken über den Boden wandern, erhebt sich mit dem Wald-Geißbart eine unserer prächtigsten Stauden. Anderthalb Meter hoch ragt er auf, fast wie ein kleiner Strauch. Fast exotisch wirken die dichten Rispen aus creme-

farbenen Blüten, wenn sie aus dem Halbschatten herausleuchten. Tatsächlich liegt das Hauptareal des Wald-Geißbart weiter südlich, in den Bergwäldern der Südalpen.

Purpur-Hasenlöffel



Mit dem Pfälzerwald erreicht er die Nordwestgrenze seiner zusammenhängenden Verbreitung. Sehr ähnlich ist das Areal des Purpur-Hasenlattichs, der im Biosphärenreservat an ähnlichen Standorten, aber weitaus häufiger als der Wald-Geißbart vorkommt.

Quellnah und entlang schmaler, flacher und kalter Bäche ist immer wieder der kräftig gelb-schwarz leuchtende Feuersalamander zu entdecken, dessen breitköpfige Larven mit ihren anhängenden Kiemen im Gewässer heranwachsen.



Feuersalamander



Trockenwald

Trockenwälder und Wäldsäume

Schließlich tut sich die Buche bei Wassermangel schwer. Auf sonnenexponierten, flachgründigen Felshängen befinden sich natürliche Standorte der Trauben-Eiche. Zu dem majestätischen Wuchs, der freistehende Eichen wüchsiger Standorte auszeichnet, ist sie hier nicht fähig. Grotesk verformt wirken ihre niedrigen Stämme. Die Bestände bleiben licht, weil die einzelnen Bäume viel Fläche für ihr Wurzelwerk beanspruchen. Nicht der Kampf um das Licht wie in den meisten anderen Wäldern bestimmt hier das Erscheinungsbild, sondern die Konkurrenz um das Wasser.

Nun gibt es also ausreichend Licht, aber nur wenige Krautpflanzen, die damit etwas anfangen können. Den extremen Lebensbedingungen auf dem dünnen Sand sind die meisten Arten nicht gewachsen. Das Rote Straußgras wächst hier regelmäßig, oft auch die Draht-Schmiele mit seinen dunkelgrünen drahtigen Blättern. Auch Besenheide und Heidelbeere zählen zu dieser Lebensgemeinschaft. Sie können durch das Zusammenleben mit Wurzelpilzen Nährstoffe aus dem kaum zersetzten Rohhumus herauslösen.

Im Übergangsbereich zwischen dem Eichen-Trockenwald und den Buchenstanorten blüht mit der Traubigen Grasllilie eine der ästhetischsten Pflanzen des Biosphärenreservats. Sie gehört zum westmediterranen Florenelement. Noch ist die Traubige Grasllilie in den östlichen Teilen des Biosphärenreservats nicht gerade selten, doch ein Rückgang ist unübersehbar. An immer mehr Wuchsorten breitet sich die einst von den Römern mitgebrachte Edelkastanie aus. Sie wirft fast so viel Schatten wie die Buche und produziert Unmengen von Falllaub, so dass die lichterhungrige Flora der trockenen Eichenwälder ausgedunkelt und erstickt wird.

Am Fuß warmer Südhänge zu offenen Talsohlen hin erstrecken sich blütenreiche Säume. Schon im April legt die Sand-Schaumkresse einen zartrosa Schleier über die Böschungen. Im Mai erscheint die Pechnelke. Ihren Namen verdankt sie den schwarzen, mehrere Zentimeter breiten „Leimringen“ am Stengel. Sie haben den gleichen Nutzen wie die Klebstreifen, die Obstbauern an den Stämmen ihrer Bäume anbringen: Insekten werden durch sie am Hochklettern gehindert. „Zielgruppe“ sind vor allem Käfer, die den Blütengrund anbeißen und den Nektar rauben könnten. Den reserviert die Pechnelke für Schmetterlinge, an deren Saugrüssel sie mit ihrer tiefen Blütenröhre und der roten Farbe angepasst ist. Mit der Kartäuser-Nelke



Traubige Grasllilie

kommt in den warmen Säumen eine weitere typische Schmetterlingsblume vor. Dichte Pulks bildet der Hügel-Klee, ein naher Verwandter des allgemein häufigen Rot-Klees, doch mit größeren und auch farbkraftigeren Blütenständen versehen. Weniger auffällig sind der blassgelbe Salbei-Waldgämänder und der Berg-Haarstrang, ein hochwüchsiger Doldenblütler. Die schönsten dieser Säume kann man leider nur unter erschwerten Bedingungen betrachten. Sie wachsen nämlich entlang der Straßen etwa im Elmsteiner Tal, wo der Gehölzaufwuchs auf einigen Metern Breite von den Fahrbahnen ferngehalten wird. Diese Offenhaltung sichert den Saumpflanzen das Überleben.



Hügel-Klee

Forste

Die natürliche Vielfalt beschränkt sich auf etwa ein Drittel der Waldfläche im Biosphärenreservat. Der überwiegende Teil des Waldes besteht aus Forsten, deren Baumartenzusammensetzung mal mehr, mal weniger

von dem abweicht, was die Natur entschieden hätte. Zwischen dem naturnahen Wald und dem naturfremden Forst bestehen fließende Übergänge. Wirtschaftsbaumart der meisten Forste ist die Kiefer, doch ihre Bestände sind



Forste

vielfach von Buchen durchsetzt, so dass sie ein hohes Maß an Naturnähe aufweisen. Der Buchenunterbau wird von den Forstbehörden vorangetrieben, denn die Buchen verbessern den Boden und hemmen auch die Waldbrandgefahr. Reine Kiefernbestände gibt es vor allem noch auf ausgehagerten, recht trockenen Böden.

Auf diesen Standorten durchflutet das Sonnenlicht den Kiefernforst, so dass im August und September weite Besenheide-Bestände den Boden purpurn aufleuchten lassen. Außer der Heide wachsen hier meist nur die Drahtschmiele und die Heidelbeere, die wie im Eichentrockenwald mit ihren Pilzpartnern den



Keulen-Bärlapp

Rohhumus aufschließen. Diese wohl artenarmen, aber ästhetischen Bestände mit ihrem würzigen Harzgeruch nehmen noch große Flächen im Biosphärenreservat ein. Sie werden jedoch langsam, aber sicher durch vordringende Buchen und teils auch Edelkastanien zurückgedrängt.

Einmal mehr sind es die Wegböschungen, wo zusätzliche Gewächse vorkommen. Im Kiefernwald ist es der Keulen-Bärlapp. Die wenigen noch lebenden Bärlapp-Arten sind die letzten Nachfahren eines einst gro-

ßen Pflanzengeschlechts, das im Karbon-Zeitalter vor über 300 Millionen Jahren, lange bevor es Blütenpflanzen gab, mit großen Bäumen weite Sumpfwälder bildete. Aus ihnen ging die Steinkohle hervor, auch jene im saarländisch-lothringischen Revier. Der Keulen-Bärlapp war im 19. Jahrhundert recht häufig, als noch in den Wäldern Streu gereicht wurde. Der offene Boden begünstigte ihn. In der Folgezeit wurde er zunächst seltener, um sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dank des forcierten Forstwegebaues nochmals zu erholen. Doch inzwischen werden kaum mehr neue Forstwege gebaut, und die bisherigen Wuchsorte gehen mehr und



Mauereidechse

mehr verloren, weil sich junge Bäume auf den Wegböschungen ansiedeln.

Vor allem an stark sonnenbegünstigten, süd-exponierten trockenen Wegrändern und Felsabschnitten ist die Mauereidechse zu Hause. In Spalten und Hohlraumssystemen findet sie Schutz und auch Gelegenheit zur Überwinterung. Gerne angenommene Ersatzlebensräume sind zudem die Trockenmauern in den Weinbaugebieten. Unter überhängenden Grassoden der Wegränder fallen, weitgehend vor Regenwasser geschützt, feinsandi-



Ameisenjungfer

ge Simse mit zahlreichen verschieden großen Trichtern auf: Sie stammen von den Larven einer Netzflügler-Art, der Ameisenjungfer. Diese, als Ameisenlöwen bezeichnet, lauern eingegraben am Grunde des Trichters speziell auf Ameisen, die in den Trichter hinab-rutschen und dann durch zwei Kieferzangen festgehalten und als Nahrung ausgesogen werden. Mit schnellen Kopfbewegungen schleudert die Larve zusätzlich Sandladungen nach dem potenziellen Beuteobjekt, um es an einer Flucht aus dem Trichter zu hindern. Die Ameisenjungfern fliegen meist in der Dämmerung und kommen dabei gerne an Lampen. Durch ihr Aussehen werden sie auf den ersten Blick oft mit Libellen verwechselt. Lichte trockene Forste mit einer schütterren Bodenvegetation bieten einer besonderen Vogelart Lebensraum, dem Ziegenmelker. Als Spezialist der Dämmerung jagt er fliegende Insekten im Waldinneren und entlang von Waldwegen und bringt sie seinen Jungen, die auf dem blanken Sandboden in einer flachen Mulde auf die Fütterung warten. Ein anhaltendes, schwer zu ortendes Schnurren wie „errrr-örrrr-errrr...“, etwa von einem Ast-

stummel aus, stellt den Gesang zur Reviermarkierung und -verteidigung dar.

Das Gegenteil der durchsonnten Kiefernbestände sind die düsteren Fichtenforste, die leider im 20. Jahrhundert allzu reichlich an Schatthängen und auf Talsohlen gepflanzt wurden. Der Forst ist heute nicht recht glücklich darüber. Einerseits setzt er inzwischen auf Naturnähe. Andererseits unterliegen die



Ziegenmelker

Fichten einer ständigen und mit dem Klimawandel noch zunehmenden Gefahr durch Borkenkäfer. Aus der Vogelfamilie der Eulen finden sich in diesen Forsten zwei nicht sehr häufige Arten, der Raufußkauz und der Sperlingskauz. Beide sind Folgenutzer von Schwarzspechthöhlen als Brutplätze und jagen in der Dämmerung und nachts im Baumbestand wie auf Lichtungen vorwiegend Kleinsäuger, aber auch Kleinvögel.

Felsen

Mit seinen Felsbastionen zählt der Wasgau zu den eindrucksvollsten Sandsteingebieten Mitteleuropas. Die Felsen lohnen die Betrachtung von ferne wie aus der Nähe, wenn sich an den massigen Felsklötzen die filigrane

Vielfalt der Verwitterungsformen offenbart. Die Suche nach bemerkenswerten Pflanzen verläuft hier jedoch normalerweise vergebens. Auf den Felssimsen krallen sich hier und da die Besenheide und die Kiefer fest,



Felsen

gelegentlich auch der Behaarte Ginster und wenige genügsame Gräser.

Es sind eher die kleineren, im Wald versteckten Felsen, die Pflanzenkundler begeistern können. Ihr größtes Interesse gilt meist einem winzigen Gewächs, das an Unscheinbarkeit kaum zu überbieten ist und

trotzdem den Namen „Prächtiger Dünnfarn“ trägt. Er sieht wie grüne Watte aus verzweigten Fäden aus, die in waagerechte Spalten oder an die Dächer von Felsüberhängen geklebt ist, und er wächst nur, wo es dunkel und durch Sickerwasser ständig feucht ist.

Was man hier findet, ist der Vorkeim des Farns. Normalerweise lebt ein solcher Vorkeim höchstens ein paar Monate lang. Wenn aus ihm die Farnwedel hervorwachsen, hat er seine Schuldigkeit getan. Die Vorkeime des Prächtigen Dünnfarns aber überdauern bereits Jahrtausende.

In einer nacheiszeitlichen Wärmeperiode, etwa 5000 bis 6000 Jahre vor unserer Zeit, bildete der Dünnfarn auch hierzulande seine wahrhaft prächtigen, fein gefiederten Wedel. Doch dann wurde es kühler. Nor-



Prächtiger Dünnfarn

malerweise hätte der Prächtige Dünnfarn verschwinden müssen, doch seine Vorkeime starben einfach nicht. Erst vor ungefähr 15 Jahren wurden sie erkannt. Seither ergaben systematische Nachforschungen, dass der Prachtige Dünnfarn zumindest in weiten Teilen der Nordvogesen, z.B. zwischen Saverne und La Petite Pierre, und in der Südwesthälfte des Pfälzerwaldes recht weit verbreitet ist. Dürresommer wie 2003 und auch die Freistellung von Felsen etwa durch Forstnutzung führen aber zu Einbußen. Das ist fatal, denn ohne sporentragende Wedel kann sich der Prachtige Dünnfarn nicht ausbreiten und verlorenes Terrain zurückgewinnen. Aber möglicherweise kann er vom Klimawandel mit den erwarteten milden Wintern sogar profitieren und auch bei uns wieder Wedel hervorbringen. In Einzelfällen wurden winzige Wedel schon gefunden.

Der Eiförmige Streifenfarn hingegen als weiteres Charakteristikum der Sandsteinfelsen kommt nur noch an sehr wenigen Stellen vor. Eine gewisse Häufung besteht beiderseits der Grenze zwischen Obersteinbach und Schönau. Einzelne Wuchsorte gibt es aber u.a. bei Saverne und bei Annweiler. Mit dem Prächtigen Dünnfarn hat er vieles gemein: Auch er ist an wintermilde Klimate gebunden und hat deshalb seine Hauptverbreitung in den Küstengebieten des Atlantik sowie am Mittelmeer. Seine Vorkommen bei uns lassen sich ebenfalls als Relikte aus einer nacheiszeitlichen Wärmeperiode deuten. Der Dürresommer 2003 hat auch ihm zugesetzt,



Wanderfalke

denn wie der Prachtige Dünnfarn braucht er eine regelmäßige Feuchteversorgung. Der Eiförmige Streifenfarn steht im Biosphärenreservat mittlerweile kurz vor dem Aussterben.

Auf hoch gelegenen Sims von Felswänden oder Felstürmen baut der Wanderfalke seinen Horst. In Mitteleuropa fast schon ausgestorben gewesen, haben gezielter Schutz und Aufklärungsarbeit wieder zu einem erfreulichen Bestand im Biosphärenreservat geführt.

Bäche

Die Bäche des Pfälzerwaldes zeichnen sich nicht nur als Lebensräume, sondern vielfach auch als Kulturdenkmäler aus. Im 19. Jahrhundert, zur Zeit der bayerischen Verwaltung, wurden sie zur Holztrift ausgebaut. Unvorstellbar erscheint es heute, welch ein Aufwand zum Be-

gradigen der Bäche, zum Zuhauen und Aufsetzen der Sandsteinquader, zum Ausgleich des Gefälles mit Rampen (sogenannte „Holzrieseln“) und zum Aufstauen der Triftwooge betrieben wurde – und zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die kunstvollen Anlagen



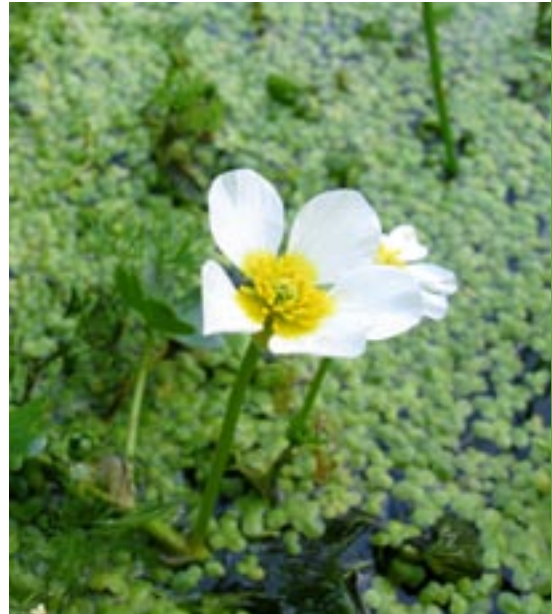
Bäche

ausgedient. Das Straßennetz und die Bahnlinien waren entstanden; auf ihnen ließen sich die etwa anderthalb Meter langen Holzstücke leichter transportieren. Außerdem brauchte man nicht mehr so viel davon, denn das meiste getriftete Holz hatte zum Heizen gedient. Seine Rolle nahm nun die Steinkohle ein, die per Bahn in die Vorderpfalz und das Unterelsaß transportiert wurde.

Einige der größeren Bäche, etwa der Wellbach und der Speyerbach, haben sich selbstständig renaturiert. Sie winden sich wieder in Mäandern über die Sohlen ihrer Kastentäler. Einerseits mag man den Verfall der heimatgeschichtlich bedeutenden Triftanlagen bedauern, doch andererseits können Pflanzen und vor allem Tiere mit den reich strukturierten naturnahen Bächen weit mehr anfangen als mit den doch recht einförmigen Triftkanälen. In den Vogesen spielte die Holztrift eine geringere Rolle als in der Pfalz. Hier ha-

ben einige Bäche auf weiten Abschnitten ihren Naturzustand bewahrt, beispielsweise die Moder und der Schwarzbach.

In den Quellbächen beschränkt sich der Bewuchs auf wenige Moos- und Algenarten. Eine davon, eine seltene Rotalge, trägt den wissenschaftlichen Namen „*Batrachospermum vogesiacum*“, übersetzt also „Vogesen-Froschlaichalge“. Langsam fließende, kleine Bäche in moorigen Tälern der Südwestpfalz und der Nordwestvogesen sind oft Wuchsorte des Knöterichblättrigen Laichkrauts. Als westeuropäische Pflanze erreicht es hier die Südostgrenze seiner Verbreitung. Wo die größeren Bäche halbwegs besonnt sind, wedeln filigrane grüne Matten in der Strömung. Sie werden meistens vom Haken-Wasserstern gebildet, der seine unscheinbaren Blüten unter Wasser öffnet und sich auch vom Wasser bestäuben lässt. Teilweise gehören sie aber auch zum Schild-Hahnenfuß, dessen weiße Blüten mit gelbem Grund sich im Frühsommer aus dem Wasser erheben.



Schild-Hahnenfuß

Die größte Besonderheit der Wasserpflanzen im Biosphärenreservat ist auf den Schwarzbach, den Falkensteinerbach und die Zinsel beschränkt: Der Fluss-Wasserfenchel. Er ist ein untergetaucht lebender Doldenblütler mit bis zu zwei Meter langen, flutenden Sprossen; nur seine Blütenstände ragen aus dem Wasser. Das Vorkommen in den Nordvogesen ist weithin das einzige; erst in der Ill und ihren Seitenarmen kommt er wieder vor. In Deutschland wuchs er früher in der badi-schen Rheinebene. Dort ist er seit ungefähr 50 Jahren ausgestorben. Ähnlich wie die Lanzettblättrige Glockenblume der Wegränder im Buchenwald zählt der Fluss-Wasserfenchel zu den weltweit seltenen Gewächsen. Ein halbwegs flächiges Areal besitzt er in Südost-England; kleinere Teilareale gibt es in Irland, Dänemark und der Nordhälfte Frankreichs. In der Pfalz war der Fluss-Wasserfenchel nie

zu Hause. Entscheidend für sein Vorkommen sind – außer einer guten Wasserqualität und einer Tiefe von wenigstens ein paar Dezimetern – vor allem kurze und milde Winter.



Wasseramsel



Bachneunaugen

Zu den Fisch-Bewohnern von Bächen mit sandigem Untergrund gehören das wurmförmige, bis 16 cm lange Bachneunaugen und die zu den Barschartigen zählende etwa gleich lange Groppe, die als Grundfisch gerne unter Steinen lauert. Nur noch vereinzelt, etwa in den Nordvogesen, kommt die Bachmuschel vor. An den Bächen findet sich auch vielfach die Wasseramsel. Weiße Kotkleckse auf Steinen im Wasser deuten auf Vorkommen hin. Ein sicheres Indiz sind die das Plätschern des Baches durchdringenden quietschigen Gesänge und Rufe. Niedrig und geradlinig erfolgt der Flug über dem Bach. Hauptnahrung sind Wasserinsekten, die als besonderes Verhalten eines Singvogels ertaucht werden, wobei die Flügel wie Paddel unter Wasser eingesetzt werden. Die kugelförmigen Moosnester sind gerne unter Brücken und Holzstegen angelegt. Einem fliegenden Kleinod gleich ist auch der farbenprächtige Eisvogel recht häufig zu sehen, beim eiligen flachen Flug oder beim Ansitz und Putzen unmittelbar am Wasser, auch bei Teichanlagen.

Moore und Wooge

Die Moore bilden landschaftliche wie biologische Glanzpunkte des Biosphärenreservats. Sie konzentrieren sich auf das Bitscher Land und sind hier auch besonders gut erhalten, greifen aber auch auf die deutsche Seite bei Eppenbrunn über und kommen in geringerer Zahl und mit kleinerer Fläche auch in einigen anderen Teilräumen vor, so bei Trippstadt und Dahn.

Die Moore bilden die Verlandungszonen von Fischteichen, die seit dem 12. und insbesondere im 16. Jahrhundert angelegt wurden. Sie sind also viel älter als die Triftwooge, an denen allenfalls bescheidene Ansätze von Mooren vorkommen.

Wo die Moore im Kontakt mit Kiefern- und Birken-Moorwäldern stehen, wähnt man sich in den hohen Norden versetzt. Tatsächlich sind die meisten kennzeichnenden Pflanzen-

und Tierarten der Moore bei uns Relikte aus der Kaltzeit. Im Frühsommer strahlen weiß die Fruchtsände der Wollgräser über den wasserdurchtränkten Torfmoosrasen. Meist ist es das Schmalblättrige Wollgras, gelegent-



Schmalblättriges Wollgras



lich auch das seltene Scheidige Wollgras. Wo Wollgras, Binsen und Seggen lückig stehen, schlängeln sich die kriechenden Stämmchen der Moosbeere über die Torfmoose. Tatsächlich Stämmchen – das filigrane Gewächs ist das kleinste Gehölz der Erde. In vielen Mooren harrt der Rundblättrige Sonnentau auf

aufgenommen wird. Zum Leben an sich würde dem Sonnentau das Wenige an Nährstoffen genügen, was er zwischen den Torfmoosen aufnehmen kann. Zur Blüte und Samenbildung aber braucht er die tierische Nahrung. An den Rändern der Moore zu den offenen Wasserflächen der Wooge erstrecken sich



Mittlerer Sonnentau

Beute, an wenigen Stellen auch der viel seltenere Mittlere Sonnentau. Die Tentakelspitzen ihrer Blätter wirken wie harmlose Tautropfen, doch tatsächlich sind sie klebrig und außerdem sensible Sinnesorgane: Sie erkennen tierisches Eiweiß. Ist ein Insekt oder auch eine Spinne auf ein Sonnentaublatt geraten, gibt es kein Entrinnen mehr. Die Pflanze „bemerkt“ ihr Opfer, das Blatt krümmt sich und immer weitere Tentakeln fixieren das Tier. Selbst kleinere Libellen können sich nicht mehr befreien. Der Sonnentau stößt ein Verdauungsekret aus; die Beute wird inwendig verflüssigt und tropft aus den Lücken ihrer Chitin-Außenhülle auf die Blattfläche, wo sie

Schwingrasen aus Fieberklee oder Sumpf-Calla. Beide können große Bestände bilden und blühen schon um die Wende April / Mai. Im Sommer öffnen sich die trübroten Blüten des Sumpfblutauges, das – oft als einzige weitere Art – die dichten Schwingrasen durchsetzt.

Das Wasser der Wooge ist nährstoffarm und reagiert sauer. Deshalb gibt es nicht viele Wasserpflanzen. Am ehesten gedeiht hier das genügsame Knöterichblättrige Laichkraut, das auch in den moorigen Bächen lebt. Gelegentlich leuchten wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel auch die gelben Blüten des Südlischen Wasserschlauchs. Er

löst das Problem des Nährstoffmangels auf ähnliche Weise wie der Sonnentau: Auch er „frisst“ kleine Tiere bis etwa einen Millimeter Größe, beispielsweise Wasserflöhe. Dazu sind seine Blätter zu Fangblasen umgewandelt. In der nordischen Lebensgemeinschaft der Moore und Wooge ist er als Südwesteuropäer gleichsam ein Exot.

Wo die Wooge Schwimmblattbestände aus Weißen Seerosen tragen, zeigt dies eine Anreicherung mit Nährstoffen an, die den Mooren schädlich ist – hier können sich anspruchsvollere Gewächse wie Binsen oder Schilf ausbreiten und die Moorpflanzen verdrängen.



Talwiesen

Talwiesen

Als Grundnahrungsmittel noch nicht aus aller Welt herangeschafft werden konnten, waren die Bewohner des heutigen Biosphärenreservats auf eigene Landwirtschaft angewiesen. In der Umgebung der Siedlungen, oft bis in etliche Kilometer Entfernung, wurden auf den Talsohlen Wiesen angelegt. Mit aufwendigen Verfahren zur Be- und Entwässerung versuchte man, halbwegs leidliche Erträge hervorzubringen. Heute liegen die meisten dieser Talwiesen brach. Hochstauden wie Mädesüß und Blutweiderich haben von ihnen

Besitz ergriffen und zeigen im Hochsommer prächtige Blütenaspekte. Mancherorts entwickeln sich die Wiesenbrachen nach dem Verfall der Entwässerungsgräben wieder zu Mooren, wie sie vor der Inkulturnahme bestanden haben mögen, so im Königsbruch bei Fischbach. Andere Abschnitte werden mit robusten Rinderrassen oder mit Schafen beweidet.

Gemäht werden nur noch wenige Talwiesen, denn die weichen, nassen Böden erlauben meistens nicht den Einsatz des Traktors.

Gerade die gemähten Talwiesen sind aber Lebensräume besonders vieler und seltener Pflanzenarten. Dies gilt besonders für jene Wiesen, die nur einmal pro Jahr im Herbst gemäht wurden, um Stalleinstreu für das Vieh zu gewinnen. Anfang Mai blüht hier das purpurfarbene Breitblättrige Knabenkraut neben dem weißen Kleinen Baldrian. Im Hochsommer erscheinen der Lungen-Enzian und die Pracht-Nelke mit fein zerschlitzten Blütenblättern. Sie zählen zu den prächtigsten Pflanzen im Biosphärenreservat, doch haben sie fast alle ihrer Wuchsorte eingebüßt. Beweidung vertragen sie nämlich nicht, und nach der Nutzungsaufgabe sind gerade sie es, die von den Hochstauden als erste verdrängt werden.



Breitblättriges Knabenkraut



Hangwiesen und Heiden

Hangwiesen und Heiden

Wo die Böden des Buntsandstein und der älteren, Permzeitlichen Gesteine Lehm enthalten und die Hänge nicht zu steil sind, wurden auch sie zur Landwirtschaft genutzt. Viele heutige Hangwiesen sind im 20. Jahrhundert aus vorherigen Äckern hervorgegangen; man erkennt dies noch an den Stufenrainen. Auch die Hangwiesen werden inzwischen größtenteils beweidet. Wenn die Nutzung extensiv bleibt, bewahren sie aber ihr Erscheinungsbild und im Wesentlichen auch ihre Artenzusammensetzung. Der Frühjahrsaspekt wird vom weiß blühenden Knöllchen-Steinbrech bestimmt; im Sommer leuchten die Wiesen gelb vom Doldigen Habichtskraut. Das vorherrschende Gras ist das Ruchgras, dessen Cumaringehalt dem Heu seinen würzigen Duft verleiht. Mancherorts gibt es in solchen Hangwiesen Orchideen. Am häufigsten ist das Gefleckte Knabenkraut. Dem Kleinen Knabenkraut und dem Brand-Knabenkraut sind nur wenige Wuchsorte geblieben, vor allem zwischen Dambach, Windstein und Fischbach. Scheinbar können sie die „jungen“ Wiesen auf früheren Ackerstandorten nicht besiedeln, denn ihre Wuchsorte lagen nie unter dem Pflug. Vielfach sind die Hangwiesen von hochstämmigen Obstbäumen in lockerem Stand überschirmt. Die Bäume sind oft älter als die Wiesen selbst; sie standen hier schon, als die Flächen noch beackert waren.

In natürlichen Höhlungen dieser Bäume, aber auch in



Doldiges Habichtskraut



Brand-Knabenkraut

künstlichen Nisthöhlen finden sich hier der Gartenschläfer und der zu den Spechten gehörende Wendehals mit seiner klagenden, etwas anschwellenden Gesangsstrophe. Mit seinem braun-fleckigen Federkleid ist er an der Rinde der Bäume bestens getarnt. Er teilt seinen Lebensraum mit dem Grünspecht, der als Erdspecht in Wiesen nach Ameisen und deren Puppen stochert und sie mit seiner klebrigen langen Zunge aus dem Boden befördert und verzehrt. In Streuobstbeständen



Hochstämmige Obstbäume

hat sich in den Nordvogesen auch der Steinkauz erfolgreich angesiedelt. Befinden sich zudem Gebüsche und Heckenkomplexe auf diesen offenen Flächen, so können Neuntöter in nicht geringer Zahl angetroffen werden. Der erste Hinweis auf diese Würgerart sind manchmal Insekten, die auf Dornen von Ästen aufgespießt sind und als Vorratshaltung dienen.

Wo der Boden der Hangwiesen vergleichsweise mager und sandig ist, beispielsweise an Böschungen, duften die Polster des Thymian. Sehr häufig ist hier der Kleine Sauerampfer, ein sehr unscheinbares Gewächs, doch unverzichtbare Raupennahrungspflanze für einige typische Schmetterlingarten. Wer im Frühjahr genau hinschaut, wird vielerorts das Zweifarbige Vergissmeinnicht entdecken, dessen Blüten zuerst hellgelb, dann weißlich und zuletzt himmelblau gefärbt sind. Im Sommer blüht in dichten Polstern die karminrote Heide-Nelke zusammen mit dem sattblauen

von beiden Arten nur eine verschwindend geringe Zahl von Wuchsorten bekannt. Möglicherweise könnten noch weitere gefunden werden, denn die Rautenfarnen werden oft nicht höher als zehn Zentimeter und sind deshalb sehr leicht zu übersehen. An der großen Seltenheit beider Arten besteht aber kein Zweifel. Die Ästige Mondraute erreicht im Bitscher Land die Südwestgrenze ihrer Weltverbreitung.

Dem Kleinen Sauerampfer kommt als Futterpflanze für die Raupen von Schmetterlingen eine ganz besondere Bedeutung zu, denn vier charakteristische Feuerfalter-Arten leben hier.

Auf sehr nährstoffarmen, sauren Böden war der Aufwuchs zu schwach zum Mähen. Hier ließen früher die Bauern ihr Vieh weiden. Dadurch entstanden Zwergstrauchheiden mit Besenheide, dem Deutschen Ginster und dem Behaarten Ginster. Fast alle wurden sie im 19. Jahrhundert aufgeforstet. Bei Nothweiler,



Berg-Sandglöckchen

Berg-Sandglöckchen. Bei Bitche wachsen in solchen niedrigen Rasen auch zwei seltene Vertreter der urtümlichen Rautenfarnen, nämlich die Echte Mondraute und die in ganz Europa gefährdete Ästige Mondraute. In den weiteren Teilen des Biosphärenreservats ist



Feuerfalter

Fischbach und vor allem bei Bitche auf dem Truppenübungsplatz sind noch größere Bestände erhalten. Dorthin haben sich weithin ausgestorbene Pflanzenarten wie Katzenpfötchen, Zypressen-Flachbärlapp und die heilkräftige Arnika zurückgezogen.

Kalkmagerrasen

Westlich von Bitsch und Waldhouse ragt ein Sporn des Biosphärenreservats nach Westen in einen Bereich, der zu Lothringen vermittelt und naturräumlich eigentlich nicht mehr zu den Vogesen gehört. Hier steht nicht Buntsandstein, sondern Muschelkalk an. Weil seine schweren Lehm Böden gut für den Ackerbau geeignet sind, gibt es nur wenig Wald. Auch Wiesen sind eher spärlich, doch mancherorts von enormem Artenreichtum. An trockenen, sonnigen Hängen lohnt eine in-

Am häufigsten ist das Helm-Knabenkraut. Seine Blütenform erinnert tatsächlich an ein Männchen mit einem überdimensionalen Helm, der jedoch – ganz un militärisch – zart-rosa gefärbt ist. Bis über einen halben Meter hoch wird das Purpur-Knabenkraut.

Vier Arten der Gattung Ragwurz nutzen raffiniert die Triebhaftigkeit von Insektenmännchen aus. Für unsereinen sehen die Blüten zwar schön, aber doch recht abstrakt aus; für Insektenmännchen hingegen ver-



Kalkmagerrasen

tensive Bewirtschaftung zu keiner Zeit. Hier verzichtete man seit jeher auf die Düngung, beschränkte sich auf eine Mahd im Sommer oder ließ Vieh weiden. Dadurch entstanden Kalk-Magerrasen, in denen um Pfingsten unzählige Orchideen blühen.

einigen sie alle Merkmale der Weibchen in sich. Sie stürzen sich begattungswillig auf die Blüten, und wenn sie bemerken, dass jedes Mühen umsonst ist, haben sie längst den Blütenstaub an sich kleben. Sodann fallen sie auf die nächste Blüte herein und vollzie-

hen beim neuerlichen vergeblichen Versuch die Bestäubung. Auch wenn die Orchideen nicht blühen, lohnt ein Besuch der Kalkmagerrasen. An Ostern öffnen sich an manchen besonders trockenen Hängen Tausende von

Küchenschellen-Blüten. Fortan werden bis weit in den Herbst immer weitere attraktive Pflanzen aufblühen, ehe im Herbst die Kalk-Aster und der Fransen-Enzian einen blau-violetten Schlussakkord setzen.



Ragwurz



Küchenschelle

Rebland

Am entgegengesetzten Rand des Biosphärenreservats, entlang dem Ostfuß von Pfälzerwald und nach Süden am Hochwald weiter bis Pechelbronn, bestimmt der Weinbau das Landschaftsbild. Das milde, tro-

ckene Klima fördert auch Tiere und Pflanzen der Mittelmeerländer. Trotz der intensiven Nutzungen gibt es in den Weinbergen einige kennzeichnende Wildkräuter. Wenn im Mai der Dolden-Milchstern weite Strecken

Dolden-Milchstern



Weinbergs-Traubenhyazinthe





Rebland

mit weißen Blütenteppichen überzieht, ist das Beste schon vorbei. Im zeitigen Frühjahr findet man zwar nicht häufig, aber immer wieder den gelben Acker-Goldstern, seltener die blaue Weinbergs-Traubenhyazinthe und an sehr wenigen Stellen, vor allem südwestlich von Landau, die gelb leuchtende Wild-Tulpe. Wirklich wild ist sie nicht; sie gelangte erst nach dem Mittelalter aus dem östlichen Mittelmeergebiet als Zierpflanze hierher.

Die dem Waldrand am nächsten liegenden Weinberge wurden vielfach aufgegeben. Ihre Bewirtschaftung war so aufwendig, dass der Ertrag die Mühe nicht lohnte. Ein klein gekammertes Mosaik aus offenen Brachen, Gebüsch und Nutzflächen stellte sich ein. Die Charakter-Tierart dieser vielfältigen Landschaft ist die Zaunammer. An südost-exponierten Hängen singt sie ihre monotonen Klapperstrophen von den Spanndrähten,

Holzpfeilen oder den Giebeln der Weinberghäuschen und kennzeichnet so ihr Revier. In Hohlräumen der etwas überwachsenen Trockenmauern legt sie ihr Nest an. Wenn abends und nachts der Weinberg seine Wärme abstrahlt, ertönt das mediterran anmutende großflächige Konzert der zahlreichen Weinhähnchen.

Zaunammer



Von Bad Dürkheim bis Bockenheim als der Nordostecke des Biosphärenreservats leuchten mancherorts weiße Kalkfelsen aus dem Rebland hervor. Sie sind Standorte artenreicher Trockenrasen. Die Hauptareale ihrer Pflanzen liegen teils im engeren Mittelmeergebiet, teils in den Steppen Südosteuropas. Eigentliche Mitteleuropäer bleiben eine Minderheit. Aus dem Süden stammen beispielsweise Faserschirm, Kugelblume und die oft schon im Februar erblühende, winzige Steinkresse, während das südosteuropäische

Florenelement vor allem durch die Federgräser repräsentiert wird.

Für eine eigenständige Tierwelt sind die Trockenrasen der Kalkfelsen zu klein. Zusammen mit offenen Rebbrachen und Böschungen ermöglichen sie aber das Vorkommen von Steppensattelschrecken und neuerdings vermehrt von einem mediterran-tropischen räuberischen Insekt besonderer Ausstrahlung, der Gottesanbeterin. Ob dies ein Resultat der bereits laufenden Klima-Erwärmung ist?



Weinhähnchen



Gottesanbeterin

Zu guter Letzt

Viele mittelgroße oder auch eher kleine Tierarten sind nun als Bewohner des Biosphärenreservats genannt worden, doch die beiden richtig großen und mit dieser Region eng verzahnten Charakterarten sind bisher noch nicht erwähnt worden: Wildkatze und Luchs. Beiden Säugetier-Arten ist gemeinsam, dass sie überwiegend nachtaktiv sind und sich deshalb den Blicken der Wanderer tagsüber

in der Regel in entlegenen Verstecken entziehen. So gelingen Kontakte am ehesten bei nächtlichen Wanderungen, auf Straßen oder Forstwegen im Scheinwerferlicht des Autos oder eben durch Zufall. In Wintermonaten mit einer Schneedecke können die aufgefundenen Spuren Hinweise geben.

Während die Zahl der Wildkatzen im Biosphärenreservat erfreulich hoch ist, sieht die Situa-



Zu guter Letzt

tion beim Luchs mit seinen viele Kilometer großen Revieren ungünstig aus. Auswilderungen in den Nordvogesen haben den Luchs mit wenigen Exemplaren in die durch Verfolgung und Abschuss leeren Wälder zurückgebracht. Im Pfälzerwald konnten vor zehn Jahren etwa zwölf Luchse neuer, aber unbekannter Herkunft belegt werden. Die Nachweise, die durch ein Team von Luchs-Bera-

tern geprüft werden, sind aber inzwischen so weit zurückgegangen, dass derzeit mit einem erneuten Verweisen gerechnet werden muss, wenn nicht, ähnlich dem erfolgreichen Projekt im Harz, gezielte und wissenschaftlich begleitete Auswilderungen in den ehemals besiedelten Wäldern des Biosphärenreservats vorgenommen werden. Drücken wir dem Luchs die Daumen!

Anschrift der Autoren:

Priv.-Doz. Dr. Hans-Wolfgang Helb · Dipl.-Geogr. Heiko Himmler · Dr. Oliver Röllner
POLLICHIA – Verein für Naturforschung und Landespfl ege Rheinland-Pfalz, gegründet 1840
Bismarckstraße 33 · D-67433 Neustadt an der Weinstraße
www.pollichia.de

Wildkatze



Luchs

